

Kunst muss emotional berühren

Günther Oberhollenzer, Kurator im Essl-Museum in Klosterneuburg, über Emotionen in und Probleme mit der zeitgenössischen Kunst.

„Kunst ist immer ein heißes Eisen“, sagt er.

Der Mann arbeitet stehend an seinem I-Pad am Eingang des Laurin-Cafés in Bozen und hat so gar nichts von einem Hohenpriester der Kunst – Günther Oberhollenzer. Der gebürtige Pusterer ist Kurator und Projektleiter im Essl-Museum, einem der wichtigsten österreichischen Zentren für Gegenwartskunst in Klosterneuburg bei Wien. Der Redakteur eilt an Oberhollenzer vorbei, hält schließlich doch noch inne: War er das? – Entschuldigung, ich habe unbewusst wohl einen Herrn ganz in Schwarz erwartet – Schwarz? Warum muss ein Kunstkurator Schwarz tragen?

ff: Im Kunstbetrieb trägt man doch gerne schwarz, aber vielleicht ist das ja nur ein Klischee?

Günther Oberhollenzer: Schwarz mag ja schön sein. Ich trage aber sehr selten Schwarz. Ich zeige durch mein Äußeres gerne etwas Farbe, auch weil ich ein emotionaler Mensch bin. Kunst ist etwas sehr Emotionales. In der Kunst und in der Kunstdiskussion kommt mir die Emotion manchmal zu kurz. Wenn Sie so wollen, bekenne ich Farbe.

Was für Emotionen schafft Kunst?

Emotionen werden unterschiedlich wahrgenommen. Wichtig ist, dass Kunst Emotionen schafft, dass sie den Menschen emotional berührt. Neben der ganzen Kunsttheorie, die in der kunstgeschichtlichen Betrachtung durchaus ihren Platz hat und um eine Objektivierung von Kunst bemüht ist, gehen mir diese Emotionen oft unter. Dabei ist Kunst ein visuelles Medium, das nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz berühren sollte. Kunst ist ein Grundcharakteristikum des Menschseins, diese Vorstellung lasse ich mir nicht nehmen.

Für Kunst interessieren sich längst nicht alle, vor allem zeitgenössische Kunst scheint für das Groß der Menschen ein fremder Planet zu sein.

Dennoch glaube ich, dass es einer der ganz wichtigen Wesenszüge des Menschen ist, sich mit Kunst auseinanderzusetzen, nicht nur als Künstler, sondern auch als Betrachter. Durch Kunst können wir uns unseres Lebens gewiss werden, durch Kunst können wir den Sinn des Lebens verhandeln. Ich versuche das mit großer Leidenschaft zu vertreten.

„Wir Kuratoren sind in die Pflicht genommen, von diesem manchmal pseudointellektuellen Gespräch über die Kunst wegzukommen.“

Warum eilt zeitgenössischer Kunst der Ruf voraus, abgehoben, ja oft unverständlich zu sein?

Mit diesem Ruf habe ich tatsächlich immer wieder zu kämpfen. Vielleicht hängt das auch mit einem elitären Gerede zusammen, das es im Kunstbetrieb unbestritten gibt. Wir Kuratoren sind sehr in die Pflicht genommen, von diesem manchmal pseudointellektuellen Gespräch über die Kunst wegzukommen. Wir bauen dadurch nur Mauern auf und tun nicht das, was wir eigentlich tun sollten: nämlich dem Menschen die Schwellenangst nehmen, ihm die zeitgenössische Kunst näher bringen. Das ist eine der ganz großen Aufgaben von Kuratoren und Museumsleuten.

Das größte Problem für zeitgenössische Kunst ist also ihre Vermittlung?

Ja, die Vermittlung, nicht die Verständlichkeit. Sehr vieles in der zeitgenössischen Kunst ist sehr viel leichter verständlich, als man gemeinhin glaubt. Nehmen wir zum Beispiel die derzeitige Ausstellung von Esther Stocker auf Schloss Kastelbell her, die ich mitkuratieren durfte. Stockers Arbeiten haben einen sehr starken kunsttheoretischen Hintergrund, der sehr spannend ist, wenn man ihn kennt. Aber er ist nicht zwingend notwendig, um mit ihrer Kunst etwas anfangen zu können. Es braucht aber eine Voraussetzung: Neugierde. Natürlich gibt es in der zeitgenössischen Kunst Positionen, die ein größeres Hintergrundwissen erfordern als andere. Aber grundsätzlich zu behaupten, dass zeitgenössische Kunst schwer verständlich sei, ist ein ganz großes Missverständnis.

Was ist Ihnen als Kurator das Wichtigste?

Kunst zu ermöglichen, und zwar so, dass die persönlichen Bedürfnisse und Wünsche in den Hintergrund gestellt werden. Bei Diskussionen in Österreich, aber auch in Südtirol ist mir immer wieder aufgefallen, dass das eigene Ego viel zu stark im Vordergrund steht. Als Kurator sollte man grundsätzlich schauen, was das Beste für die Ausstellung ist und auch das Beste für den Künstler. Als Kurator sehe ich meine Rolle als Vermittler, als Kommunikator zwischen den Belangen des ausstellenden Hauses und den Wünschen derjenigen, die ihre Werke zeigen. Natürlich bringt man als Kurator auch die eigene Sicht mit ein, aber sie sollte nicht im Vordergrund stehen.



Günther Oberhollenzer
während des ff-Termins
im Café Laurin in Bozen:
„Dass zeitgenössische
Kunst schwer verständ-
lich ist, ist ein großes
Missverständnis.
Es braucht aber eines:
Neugierde.“

Foto: Alexander Alber

Leidenschaft für Kunst

Günther Oberhollenzer, 38, gebürtig aus Pfalzen, hat Geschichte und Kunstgeschichte in Innsbruck und Venedig studiert. Wegen eines postuniversitären Masters in Kulturmanagement an der Universität für Musik und darstellende Kunst zog es ihn nach Wien, wo er zunächst in der Kulturabteilung der Stadt Wien arbeitete. Seit 2006 ist er Kurator und Projektleiter im Essl-Museum in Klosterneuburg nahe Wien, einem der wichtigsten Zentren für Gegenwartskunst in Österreich. Oberhollenzer ist jemand, der für die Kunst brennt. Auf Schloss Kastelbell hat Oberhollenzer eine derzeit laufende Ausstellung von Esther Stocker kuratiert.

Tempel für zeitgenössische Kunst

Das Essl-Museum: Das Museum für zeitgenössische Kunst in Klosterneuburg bei Wien ist eine private Einrichtung von Karlheinz und Agnes Essl, Gründer von „bauMax“, einer Baumarktkette, die vor allem in Österreich und Osteuropa operiert. Bis zu zehn Ausstellungen im Jahr gibt es im Haus, drei bis vier davon gleichzeitig. Das Museum beruht auf der Sammlung von rund 7.000 Kunstwerken. Die Privatsammlung des Paares gründet auf österreichischer Kunst ab 1945, mit Werken von Künstlern wie Valie Export, Hermann Nitsch oder Markus Prachensky, aber auch auf internationaler Gegenwartskunst aus ganz Europa sowie aus den USA, Asien und Australien. Damit handelt es sich um eine der größten und bedeutendsten privaten Sammlungen für zeitgenössische Kunst in Europa. Der Buchwert der Sammlung beträgt 86 Millionen Euro.

Weil das Unternehmen „bauMax“ aufgrund der Wirtschaftskrise zuletzt ins Straucheln geriet und die Gefahr drohte, dass die Gläubigerbanken auf die Sammlung zugreifen, haben die Essls – um eine Aufsplitterung zu verhindern – diese dem österreichischen Staat zum Verkauf angeboten. Über Sinn und Unsinn eines solchen Ankaufs gab es in Österreich zuletzt eine hitzige Debatte, der Staat winkte schließlich ab. Nach einem Runden Tisch scheint nunmehr eine Lösung gefunden: Eine Umstrukturierung im Baumarkt-Unternehmen und die Absichtserklärung der Banken sollen den Erhalt des Museums in der derzeitigen Form „für die nächsten Jahre“ absichern.



Gerät man als Vermittler nicht zwischen die Mühlen?

Natürlich, das passiert sogar dauernd, da muss man aufpassen. Der Kunstbetrieb in Österreich ist nicht viel anders als der in Südtirol: Wir leben in einem sehr überschaubaren Feld, fast jeder kennt jeden, man ist befreundet oder glaubt befreundet zu sein – das ist manchmal sehr heikel, weil man sich dann in unterschiedlichen Rollen wiederfindet und zwischen die Fronten gerät. Da gilt es klar zu trennen.

Zwischen die Fronten sind Sie hierzulande zuletzt im Sommer 2012 geraten, als Sie die „Grödner Biennale“ kuratierten und unter anderem einen bronzenen Hitler und einen bronzenen Mao von Gerhard Demetz in der Fußgängerzone von St. Ulrich aufstellen ließen.

Kunst ist immer ein heißes Eisen, wenn sie die „geschützte Werkstätte“ der Galerie oder des Museums verlässt und in den öffentlichen Raum tritt. Bei diesen Institutionen ist der Rahmen klar definiert: Wer eine Galerie betritt, weiß, dass er sich auf Kunst einlässt. Im öffentlichen Raum ist das anders: Kunst trifft unvermittelt auf Menschen. Bei zeitgenössischer Kunst kann dieses Zusammentreffen durchaus heftig ausfallen, vor allem wenn sich Menschen nie zuvor damit auseinandergesetzt haben. Das führt

zu grundsätzlichen Diskussionen: Warum ist das Kunst? Was darf Kunst? Ich finde es spannend, wenn Kunst Diskussionen hervorruft. Konfliktsituationen können sehr befruchtend sein, wenn sie nicht zu Aggression führen oder die subjektive Sicht des Betrachtenden zum objektiven Maßstab erhoben wird und es Verbote richten sollen.

Wie muss man es werten, wenn Verbotswünschen selbst in „geschützten Werkstätten“ nachgegeben wird, siehe Martin Kippenbergers Frosch, der in Bozens Museum für zeitgenössische Kunst, dem Museion, nach lauten Protesten vorsorglich verhängt wurde? Kippenbergers Werk „Zuerst die Füße“ ist ein Beispiel dafür, dass die zeitgenössische Kunst bei der Mehrheit der Südtiroler noch nicht angekommen ist. Es braucht eine langsame, sensible Einführung. Hätte man das Werk in einem Raum inklusive einer erklärenden Beschreibung präsentiert, hätte man bereits viel weniger Angriffsfläche geboten.

Was kann ein Museum für zeitgenössische Kunst in der Provinz leisten, was soll es leisten?

Den Blick auf die internationale Kunst wahren und die regionale Kunst miteinschließen. Ein solches Museum sollte in seiner Umgebung verankert und anerkannt sein. Wenn es innerhalb der Be-

völkerung akzeptiert ist, dann gelingt auch der Blick über das unmittelbare Umfeld hinaus. Das Essl-Museum in Klosterneuburg bei Wien, wo ich arbeite, ist ein gutes Beispiel, wie dieser Brückenschlag zwischen regionaler, nationaler und internationaler Ausrichtung funktionieren kann: Der Kern unserer Sammlung ist österreichische Kunst, aber mit vielen internationalen Verweisen, die sich auch im Ausstellungsprogramm niederschlagen.

Vergangenen Herbst veröffentlichten 30 Künstler in der ff ein Manifest. Darin forderten sie mehr Transparenz im Museion, kritisierten die Doppelrollen im Museums-Verwaltungsrat, in dem Kunstsammler sitzen, und beanstandeten die Besetzung des Kulturbeirates, in dem bis vor Kurzem die Chefitäten der größten Kulturverbände saßen.

Ich möchte nicht etwas von außen beurteilen, dessen Hintergründe ich nur zum Teil kenne. Grundsätzlich ist gegen Transparenz nichts einzuwenden. Im Gegenteil, vor allem auch bei öffentlichen Häusern. Gleichzeitig kann man sich aber auch fragen: Wie weit kann und soll Transparenz gehen?

Ihre Antwort?

Transparenz hat auch ihre Grenzen. Wir haben für eine Ausstellung im



Foto: Essl-Museum

Wenn ich von einem Kunstwerk emotional überwältigt werde, wenn Kunst etwas schafft, was ich in der Form noch nicht gesehen habe, ist das gute Kunst für mich. Man glaubt es vielleicht nicht, aber es gibt in der zeitgenössischen Kunst durchaus den Wert des Neuen. Es ist nicht alles abgehandelt, wie man oft behauptet. Es gibt immer wieder ganz neue Blickwinkel auf unsere Welt und Zeit. Dieser Blick muss nicht allumfassend sein, er kann auch nur auf das künstlerische Ich gerichtet sein. Gute Kunst sollte eine ästhetische Komponente haben, die unabhängig von komplexen Zusammenhängen zumindest ansatzweise erkennbar ist. Oft hat Kunst etwas Rätselhaftes, Geheimnisvolles, das sich nicht immer und in jedem Detail sprachlich erschließt. Was gute Kunst ausmacht, lässt sich aber nicht in zwei Sätzen unterbringen.

Ist das Rätselhafte, das Geheimnisvolle, der Berührungspunkt mit Religion?

Kunst und Religion verbindet sehr viel mehr, als sie trennt. Sehr viel zeitgenössische Kunst hat eine transzendente Qualität. Wenn wir an die katholische Religion denken, dann gibt es da nach einer langen und engen Beziehung, die spätestens im 19. Jahrhundert in die Brüche gegangen ist, heute oft ein konfliktreiches Verhältnis: Die katholische Religion gibt Antworten auf wesentliche Fragen wie den Sinn des Lebens, die Kunst hingegen stellt Fragen. Das konfliktreiche Verhältnis zeigte sich in Südtirol zuletzt im vergangenen Jahr bei der Ausstellung „Crux“ in der Brixner Hofburg, bei der eine relativ harmlose Arbeit von den kirchlichen Organisatoren aus der Ausstellung genommen wurde.

Ich hätte mir gewünscht, dass man den Anlassfall hernimmt, um in die Tiefe zu gehen.

Ich würde es wunderbar finden – und das habe ich mir schon 2008 bei der Diskussion rund um das Kippenberger-Werk gedacht – wenn man den Mut hätte, dem Thema Kunst und Religion eine eigene Ausstellung zu widmen. Man würde dann auch sehen, wie groß die

Bandbreite künstlerischer Positionen ist, die sich im weitesten Sinne mit Religion auseinandersetzen.

Wo stehen die Südtiroler in ihrer Beziehung zur Kunst?

Wir Südtiroler haben oft das Bedürfnis, uns entweder zu wichtig zu nehmen oder, im Gegenteil, anzunehmen, dass bei uns alles ganz schlimm bestellt ist. Das hat man zuletzt bei den Diskussionen rund um den lokalen Politikskandal gesehen. Über- und Unterschätzung sind nie gut. Ein Südtiroler Spezifikum scheint es zu sein, dass wir aufgrund unserer wechselvollen Geschichte dem Fremden, dem Unbekannten sehr skeptisch gegenüberstehen. Was man nicht kennt, wird vielfach als Gefahr empfunden, nicht als Chance, etwas Neues kennenzulernen. Andererseits gibt es Konflikte mit zeitgenössischer Kunst in ländlichen Regionen in ganz Europas. Ich habe es im Fall der Ausstellung von Esther Stocker auf Schloss Kastelbell jetzt wieder gesehen: Das Interesse für zeitgenössische Kunst ist da, man sollte die Bevölkerung auf dem Lande nicht unterschätzen. Man muss sie nur heranzuführen, deshalb ist es wichtig, solche Projekte zu unterstützen, und ich sage das jetzt nicht als Kurator dieser Ausstellung.

In Südtirol gilt bis in die jüngste Zeit: Wer zahlt, schafft an.

Das ist der größte Fehler, den Kultur- und Kunstpolitik machen kann. Es ist ganz wesentlich, dass sie Rahmenbedingungen schafft, und dass Kunst nicht zensuriert wird. Eigentlich sollte Südtirol so weit sein, auch jene Kunst zu fördern, die sich kritisch mit dem Land auseinandersetzt. Denn das zeichnet eine offene Gesellschaft ja erst aus. Vielleicht tut ein Generationenwechsel der Offenheit gut. Ich habe noch keine konkreten Stellungnahmen von Kulturlandesrat Philipp Achhammer zu Kunstbelangen gehört, aber ich habe den Eindruck, dass er die notwendige Neugierde mitbringt, um neben bewährten Wegen auch neue einzuschlagen. Kulturpolitik sollte sich nicht in die Kultur- oder Kunstproduktion einmischen. ■

Interview: Markus Larcher

Essl-Museum demnächst eine Auswahl unter den Malerarbeiten mehrerer Hundert Nachwuchskünstler zu treffen. Soll man einen solchen Prozess transparent machen, indem man den Entscheidungsprozess öffentlich macht? Letztendlich ist so eine Auswahl doch immer auch subjektiv. Man muss sich grundsätzlich von dem Gedanken verabschieden, dass es eine Objektivierbarkeit von Kunst gibt. Es gibt natürlich Richtlinien und Kriterien für gute Kunst. Aber man muss sich bewusst sein, dass diese nicht von allen anerkannt werden. Transparenz heißt nicht Objektivierung.

Im Museion scheinen die Sammler die Ausrichtung zumindest kräftig mitzubestimmen. Wie sollte das Kräfteverhältnis in einem öffentlichen Museum ausschauen, damit es am besten seinen öffentlichen Auftrag nachkommen kann?

Was die Rolle von privaten Sammlern beim Museion betrifft, kenne ich diese im Detail nicht. Gewisse Kritikpunkte aus Künstlerkreisen kann ich jedoch auch gut nachvollziehen. Aber grundsätzlich zu sagen, dass private Sammler in einem Stiftungsrat nichts zu suchen haben, diese Meinung vertrete ich nicht.

Sie sprachen von Kriterien für gute Kunst.